

Wolf S. Dietrich

Kühle Brise

Handlung und Figuren dieses Romans entspringen der Phantasie des Autors. Ebenso die Verquickung mit tatsächlichen Ereignissen. Darum sind eventuelle Übereinstimmungen mit lebenden oder verstorbenen Personen zufällig und nicht beabsichtigt. Nicht erfunden sind bekannte Persönlichkeiten, Personen der Zeitgeschichte sowie Institutionen, Straßen und Schauplätze in Cuxhaven, Bremerhaven und im Umland.

»Cuxland Krimi«® ist eine eingetragene Marke des Autors.

Originalausgabe Januar 2018

Alle Rechte vorbehalten,
auch die des auszugsweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe
sowie der Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© Prolibris Verlag Rolf Wagner, Kassel
Tel.: 0561/766 449 0, Fax: 0561/766 449 29

Titelfoto: © Biker – Fotolia.com
Druck: Totem, Inowroclaw, Polen

ISBN: 978-3-95475-152-5
www.prolibris-verlag.de

Wolf S. Dietrich

Kühle Brise

Cuxland Krimi

Pro**libris** Verlag

Der Autor

Wolf S. Dietrich studierte Germanistik und Theologie und arbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Göttingen. Dann war er Lehrer und Didaktischer Leiter einer Gesamtschule. Er lebt und arbeitet heute als freier Autor in Göttingen und Cappel-Neufeld bei Cuxhaven. *Kühle Brise* ist sein siebzehnter Krimi im Prolibris Verlag und der sechste, der im Cuxland spielt. Der Autor ist Mitglied im Syndikat, der Autorengruppe deutschsprachiger Kriminalliteratur.

Mehr Informationen zum Autor unter: www.literatur-aktuell.de

2017

Wortlos betrat der alte Mann den Verkaufsraum der kleinen Bäckerei, drängte sich an der Kundin vorbei, die gerade bedient wurde, und steuerte auf einen der Sessel zu, die zu dem Ensemble aus drei Tischen, einem Ecksofa und vier Stühlen gehörten. Am frühen Vormittag ließen sich hier selten Kunden nieder, um Kaffee zu trinken oder ein belegtes Brötchen zu verzehren. Und sollte sich doch einmal jemand an den Stammplatz des alten Övenhorsts setzen, musste Annika ihn an einen anderen Tisch bitten. Ohne hinschauen zu müssen, wusste sie, dass sich der Hauseigentümer in den Sessel fallen lassen, nach der bereitliegenden Zeitung greifen und sie geräuschvoll aufblättern würde. Sie reichte die Tüte mit den Brötchen über die Theke, nannte den Preis und nahm das Geld entgegen. »Auf Wiedersehen, Frau Icken, einen schönen Tag noch!«

Als die Kundin den Laden verlassen hatte, begann Annika, das Frühstück für den Gast vorzubereiten. Kaffee, Milch und Zucker, ein Croissant, ein Brötchen mit gekochtem Schinken, frisch belegt. Sie seufzte unhörbar. Gerhard Övenhorst nahm jeden Tag das Gleiche, schüttelte den Kopf über das, was er in der Zeitung las, die hier auslag, und verließ die Bäckerei, nachdem er alles verzehrt hatte, ohne ein Dankeswort und ohne zu bezahlen. Später, wusste Annika, würde er einige Zeit in der Spielothek bei René Müller verbringen und gegen Mittag die benachbarte Kneipe aufsuchen, um sich das Tagesgericht und ein Bier servieren zu lassen, wofür er ebenfalls nicht zahlen würde.

Maksym Melnik, der Pächter, stammte aus der Ukraine und hatte denselben Fehler begangen wie René und auch Timo, Annikas Mann. Sie waren auf das scheinbar großzügige Angebot von Öve, wie er im Viertel genannt wurde, eingegangen, hatten Pachtverträge unterschrieben, die mit einem Kredit verbunden waren. Für die ersten Monate waren weder Rückzahlung noch Zinsen fällig, und die monatliche Belastung war vergleichsweise niedrig. Danach aber stiegen Zins und Pacht in die Höhe. Inzwischen waren Timo und Annika so hoch bei Öve verschuldet, dass nach Abzug ihrer Verpflichtungen ihm gegenüber kaum genug zum Leben blieb. Obwohl sich die Kundschaft zufrieden zeigte und der Umsatz stieg, gelang es ihnen nicht, die Schuldenfalle zu verlassen.

Einige Zeit hatten sie sich der Illusion hingegeben, das Problem könnte auf natürliche Weise aus der Welt verschwinden. Övenhorst war gestürzt und wegen eines gebrochenen Oberschenkelhalsknochens ins Krankenhaus gekommen, wo er sich eine Infektion zugezogen hatte, die wiederum Herzprobleme zur Folge hatte. Eines Tages war eine Dame in der Bäckerei erschienen und hatte sich als seine Tochter vorgestellt. »Es sieht nicht gut aus«, hatte sie gesagt, aber nicht den Eindruck erweckt, als sei sie deswegen sonderlich besorgt. »Wir müssen mit allem rechnen.« Annika und Timo hatten ihre Anteilnahme ausgedrückt, der Frau Genesungswünsche für ihren Vater mitgegeben und sich, nachdem sie gegangen war, hoffnungsvoll angesehen. »Wenn die Tochter das Haus übernimmt, wird bestimmt alles besser«, hatte Annika gemurmelt. Timo war skeptisch geblieben. »Abwarten.«

Er hatte Recht behalten. Nach fast einem Jahr war Övenhorst mit einem Herzschrittmacher aus dem Krankenhaus

zurückgekehrt und hatte seine morgendlichen Besuche in der Bäckerei wieder aufgenommen. Seine Bewegungen waren etwas schwerfälliger geworden, außerdem benutzte er eine Gehhilfe, die er demonstrativ an den Tisch lehnte, wenn er sich auf seinem Stamplatz niederließ.

Annika hatte das Brötchen wie gewohnt üppig belegt, ein Croissant daneben platziert, frischen Kaffee abgefüllt und alles auf einem Tablett arrangiert. Mit angehaltenem Atem trug sie es zu ihm hinüber, murmelte »bitte sehr« und kehrte rasch hinter den Tresen zurück. Der Gast verströmte einen unangenehmen Geruch, der sie an faulende Kartoffeln in einem muffigen Keller erinnerte.

Övenhorst musste im Geld schwimmen, schließlich hatte er nicht nur die Geschäftsräume im Erdgeschoss, sondern auch ein Dutzend Wohnungen in den oberen Etagen vermietet. Er selbst bewohnte die kleinste von allen. Sie befand sich auf der Rückseite des Hauses, neben der Spielothek, die ebenfalls zu seinem Imperium gehörte. Außerdem besaß er ein weiteres Geschäftshaus in der Fußgängerzone und eine Barkasse im Hafen, mit der Touristen zu den Seehundsbänken geschippert wurden. Trotz der Einnahmen daraus sowie aus Vermietung und Verpachtung, die Annika auf mindestens zwanzigtausend Euro monatlich schätzte, kam der Hausbesitzer wochenlang in derselben abgewetzten Hose und im selben verwaschenen Hemd in die Bäckerei. Seine Schuhe waren ausgetreten, und die graubraune Jacke, die er zu jeder Jahreszeit trug, hatte auch schon bessere Tage gesehen. All das hätte sie nicht gestört, wäre da nicht dieser Geruch gewesen. »Alte ungewaschene Männer riechen so«, hatte Timo ihr erklärt und mit den Schultern gezuckt, als sie sich bei ihm beklagt hatte. »Kenne ich von meinem Opa.«

Die Ladentür wurde geöffnet, eine ältere Dame aus der Nachbarschaft und ein junger Mann betraten den Verkaufsraum und unterbrachen Annikas Gedankenfluss. Weitere Kunden erschienen, Annika musste sich auf deren Wünsche konzentrieren und verschwendete keinen Gedanken mehr an Öve. Am Rande bemerkte sie, dass er sein Frühstück beendet hatte und den Laden, wiederum grußlos, verließ.

Gerhard Övenhorst humpelte durch die Fußgängerzone. Sein Ziel war ein Wohn- und Geschäftshaus an der Nordersteinstraße. Er hatte es vor Jahren günstig erworben. Nach dem Abriss des Karstadt-Kaufhauses war auf dem Weg zum Kaemmererplatz eine hässliche Brachfläche entstanden, die den Eindruck vermittelt hatte, die Geschäftszeile sei hier zu Ende. In der Folge waren einige Betriebe aus der Nachbarschaft in die Insolvenz und die Immobilienpreise in den Keller gegangen. Eins der leer stehenden Gebäude hatte er gekauft, die Geschäftsräume ungenutzt gelassen und die übrigen Räume hauptsächlich an osteuropäische Arbeiter vermietet. Innerhalb von drei Jahren waren die Ausgaben für den Kauf wieder hereingekommen.

Unter den Bewohnern hatte er ein Brüderpaar gefunden, das bereit war, gegen ein entsprechendes Entgelt zahlungsunwillige Mieter zur Raison zu bringen oder hinauszuerwerfen. Außerdem halfen sie bei Bedarf auf der *Kühlen Brise* aus, der Ausflugs-Barkasse, mit der er an Touristen verdiente. Die beiden ehemaligen Hafentarbeiter hatten wegen gemeinsamer Eigentumsdelikte eingesessen und waren auf Bewährung. Ihre Freiheit hing davon ab, dass er ihnen einen festen Wohnsitz und ein Arbeitsverhältnis bescheinigte. Sie hatten die Bewoh-

ner, die ohnehin keinen Mietvertrag besaßen, an die Luft gesetzt. Nachdem das Haus vollständig entmietet war, hatte er es saniert und modernisiert.

Inzwischen war die Baulücke an der Nordersteinstraße durch eine moderne Geschäftszeile geschlossen worden und Övenhorst hatte begonnen, Läden und Wohnungen seines Gebäudes zu vermieten. Mit ordentlichen Verträgen, aber zum höchstmöglichen Mietzins. Und mit bewährter Steigerungsklausel. Niemand war gezwungen, das zu akzeptieren, doch er hatte immer Menschen gefunden, die dazu bereit waren. Das würde auch für dieses Haus gelten. Noch standen die Räume leer, aber für die Geschäftsräume im Erdgeschoss hatte er bereits einen Vertragspartner, und es gab Interessenten für die freien Wohnungen, bevor er sie überhaupt inserieren konnte.

Heute würde er das erste Apartment im Dachgeschoss übergeben, obwohl in den Läden die Handwerkerarbeiten nicht abgeschlossen waren. An eine offensichtlich gut situierte alleinstehende Dame. Sie dürfte keine Probleme mit der steigenden Miete haben. Eine Stunde vor dem verabredeten Termin für die Aushändigung der Schlüssel stieg er die Treppe aus hellgrauem Naturstein zu den Wohnungen hinauf.

Unterhalb der Dachgeschosswohnungen begegnete ihm eine junge Frau, die höflich grüßte und an ihm vorbei die Treppe hinabeilte. Er hatte sie noch nie gesehen.

»Wer sind Sie?«, rief er ihr nach. »Was machen Sie hier? Wie sind Sie hier reingekommen?«

Sie blieb stehen, wandte sich um, stieg einige Stufen wieder hinauf und musterte ihn kritisch. »Wer will das wissen?«

»Ich bin der Eigentümer«, knurrte Övenhorst. »Und mich interessiert, wer in meinem Haus herumläuft.«

Ihre Miene entspannte sich. »Dann sind Sie der Vermieter von Frau Doktor Anderson! Ich werde bei ihr zur Untermiete wohnen. Ein Handwerker, ich glaube ein Maler, hat mich rein gelassen, als er ging.« Sie nahm eine weitere Stufe und streckte die Hand aus. »Mein Name ist Solveig Vollmer. Ich wollte nur mal sehen, wo genau die Wohnung liegt.«

Övenhorst achtete nicht darauf. Er schüttelte den Kopf. »Untermiete ist nicht erlaubt. Suchen Sie sich etwas anderes!«

»Frau Anderson bittet selbstverständlich um Ihre Zustimmung und hat eine entsprechende Erklärung vorbereitet. Sie brauchen nur zu unterschreiben.«

»Das wäre ja noch schöner!« Övenhorst hob die Stimme. »Ich unterschreibe nichts, was nicht von mir oder meinem Anwalt stammt. Untervermietung kommt nicht infrage. Basta!« Er wandte sich zum Gehen. »Und Sie verschwinden jetzt«, rief er über die Schulter.

»Sie können die Erlaubnis zur Untervermietung nur verweigern«, widersprach die Frau, »wenn die Wohnung dadurch überbelegt wird oder besondere Gründe gegen meine Person sprechen.«

Övenhorst fuhr herum und hob seine Gehhilfe. »Was ich kann und was ich nicht kann, entscheide ich, und sonst niemand. Merken Sie sich das!«

»Nach Paragraf fünfhundertvierzig BGB ...«

»Kommen Sie mir nicht mit Paragrafen!«, schrie Övenhorst wütend und stieß mit seiner Krücke nach der Frau. Er traf sie am Brustbein. Sie geriet aus dem Gleichgewicht, rudernde mit den Armen, verfehlte das Geländer, stürzte mit einem Aufschrei rückwärts die Treppe hinab, rollte und rutschte

über die Stufen bis zur nächsten Etage, wo sie regungslos liegen blieb. Nur Unterschenkel und Schuhe waren zu sehen.

Unschlüssig starrte er auf die Beine der Frau, wartete darauf, dass sie sich bewegten und aus seinem Blickfeld verschwanden. Doch die Füße rührten sich nicht. Mit einem ärgerlichen Schnaufen nahm er eine Stufe abwärts, verharrte, stieg weiter die Treppe hinab. Schließlich stand er vor dem Körper der unbekanntenen Frau, die sich nicht rührte. Mit der Gehhilfe stupste er gegen eine ihrer Schultern. Der Kopf fiel zur Seite und gab den Blick frei auf eine Blutlache, die sich langsam auf dem Steinfußboden ausbreitete. Övenhorst entfuhr ein halblauter Fluch. Die Schweinerei würde sich nur schwer beseitigen lassen.

Noch einmal stieß er den Körper mit der Krücke an. Ein kaum wahrnehmbares Atemgeräusch entwich dem offenen Mund. Argwöhnisch beugte er sich über die Frau. Lebte sie noch? Ratlos betrachtete er das Gesicht. Plötzlich flatterten die Augenlider, öffneten sich.

»Hallo?«, rief er. Keine Reaktion. Unschlüssig verharrte er in gebeugter Haltung, starrte in die aufgerissenen Augen. Sie schienen ihn anzusehen. Sekunden später verloren sie ihren Glanz und erstarrten zu blickloser Entrücktheit.

Övenhorst richtete sich auf und umrundete vorsichtig das Hindernis, nahm die letzte Treppe zum Erdgeschoss und verließ das Gebäude über den Hinterhof. So rasch seine schmerzende Hüfte es erlaubte, eilte er zum anderen Haus zurück, ging jedoch nicht in seine Wohnung, sondern betrat nach einem kurzen Blick auf die Uhr die Spielothek.

René Möller war in Cuxhaven geboren und aufgewachsen, hatte etwa ein Drittel seines achtundvierzig Jahre währenden

Lebens im Knast verbracht und erst als Pächter von Övenhorsts Spielsalon zu einem regelmäßigen und dauerhaften Auskommen gefunden. Zwar kassierte der Verpächter den größten Teil seiner Einnahmen, aber René war genügsam, und durch gelegentliche zusätzliche Jobs im Auftrag seines Chefs ließ sich sein Einkommen so weit verbessern, dass er sein anspruchsloses Leben finanzieren konnte.

Als Övenhorst eintrat, sah er ihn überrascht an. »Moin, Chef. Ungewöhnliche Zeit, Chef.«

Sein Verpächter winkte wortlos ab und deutete zum Telefon. René nahm den Apparat aus der Halterung. Der Alte lehnte seine Krücke gegen die Theke, kramte ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Tasche und schob es René hin. Ein Name und eine Telefonnummer. »Soll ich wählen?«

Övenhorst nickte, René drückte auf die Tasten und reichte ihm das Telefon.

»Die Übergabe des Schlüssels muss verschoben werden«, sagte er ohne Begrüßung, als sich jemand meldete. »Auf morgen. Oder Sie holen ihn bei mir ab. Wiederhören.« Dann wählte er eine Mobilfunknummer, die er im Kopf hatte. »Schnapp dir deinen Bruder und den Bulli! Fahrt zum Haus! Nein, zum neuen. Einen Schlüssel für den Hintereingang findet ihr im Wagen. Im Treppenhaus, im ersten Stock, liegt etwas, das verschwinden muss. Und dann reinigt ihr die Stelle. Aber gründlich. Anschließend ruft ihr mich unter dieser Nummer an. Ich will wissen, ob alles erledigt ist.«

Er gab René das Telefon zurück, packte ihn am Kragen und zog ihn zu sich heran. »Ich bin seit einer Stunde hier. Merk dir das! Kann sein, dass man dich danach fragt. Vielleicht musst du's auch beschwören. Hast du mich verstanden?«

René nickte. »In Ordnung, Chef.«

Der Alte ließ ihn los. »Schreib dir Tag und Uhrzeit hinter die Ohren!«

»Mach ich, Chef. Sie können sich auf mich verlassen.« Er grinste, warf einen Blick auf den Kalender an der Wand, dann auf seine Armbanduhr. »Siebter August, neun Uhr. Sieben acht, neun. Kann man sich gut merken. Möchten Sie was trinken, Chef?«

»Ein Bier«, antwortete Övenhorst und deutete mit einer Kopfbewegung zu einem Automaten, der etwas abseits an der Wand hing. »Und schmeiß da was rein!«

René öffnete eine Flasche Flensburger, schob sie über den Tresen, verließ seinen Platz, zog eine Münze aus der Hosentasche und steckte sie in den Einwurfschlitz des *Merkur-Disc-Super*. Das Gerät ließ eine Tonfolge hören, seine bunten Scheiben setzten sich in Bewegung. Övenhorst griff nach seiner Krücke und stellte sich davor, eine Hand an der Stopptaste.

Den alten Spielautomaten mit elektromechanischer Technik, der 2001 noch von D-Mark auf Euro umgerüstet worden war, hätte er längst an einen Sammler verkauft, wenn Övenhorst nicht darauf bestanden hätte, daran täglich sein Spielchen zu machen. Die modernen Geräte mit ihren LED-Anzeigen und gewaltigen Klangkulissen verachtete er. Eigentlich war der Alte kein Spieler, sondern ein knallhart kalkulierender Geschäftsmann. Dabei war er so geizig, dass er sich weder einen eigenen Telefonanschluss noch ein Handy leistete, zum Telefonieren kam er zu ihm in die Spielothek oder ging in die benachbarte Kneipe. Dennoch gönnte er sich das Spiel am Automaten. Wahrscheinlich hatte er sich das als junger Mann nicht leisten können oder die Ausgabe gescheut.

Nachdem René an seinen Platz zurückgekehrt war, beobachtete er den Alten, der mit erstaunlichem Geschick die rotierenden Scheiben so oft an der richtigen Stelle zum Stillstand brachte, dass immer wieder Münzen laut klappernd in der Geldausgabe landeten. Bei jedem Gewinn stieß er ein zufriedenes Grunzen aus. Doch am Ende würde er die Spielothek mit leeren Händen verlassen, da der Apparat nicht mehr Geld ausspucken konnte, als man hineinsteckte. Den einen Euro, den René bei den Besuchen seines Verpächters in den Automaten werfen musste, erstattete ihm der Geizhals nicht. Für René war das kein Problem, denn der er besaß den Schlüssel und holte sich die Münzen in unregelmäßigen Abständen zurück.

Heute war Övenhorst früher gekommen als sonst, und René fragte sich, ob die Anweisung, sich an Datum und Uhrzeit zu erinnern, und die beiden Telefonate damit zusammenhängen. Anscheinend brauchte der Alte ein Alibi. So was kam vor, er kannte das. Aber der zweite Anruf, mit dem er Mike und Marco diesen geheimnisvollen Befehl erteilt hatte, gab ihm Rätsel auf. Offenbar musste im neuen Haus etwas weggeräumt und eine Verunreinigung beseitigt werden. Auch das war an sich nichts Ungewöhnliches. Doch in Verbindung mit der Alibi-Sache kam ihm der Auftrag seltsam vor. Es schien fast, als wäre eine Leiche wegzuschaffen. René musterte den Mann vor dem Geldspielautomaten. Övenhorst war kräftig, aber der schmale graue Haarkranz an seinem kantigen Schädel, die fleckige Kopfhaut und die langsamen und offensichtlich anstrengenden Bewegungsabläufe beim Gehen ließen sein Alter erkennen. Der Mann war über achtzig und wohl kaum in der Lage, jemanden umzubringen.